



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Friesen in Schleswig.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gerufen ansehen mag. Leider waren auch diese beiden Unternehmungen nutzlos; denn Luzheim wurde von dem Franzosen geschlagen, und sein Corps theils gefangen, theils zerstreut, ebenso mißlang der Feldzug gegen den nach Trient heraufrückenden General Peyri und zwar anfangs wegen der Führung des unfähigen Torgler, später aber durch die Fahrlässigkeit der Schützen selbst, die am 10. October von den Franzosen im Schlafe überfallen und zurückgejagt wurden.

Kaiser Franz unterhielt mittlerweile den Glauben an die Wiederbesetzung Tirols durch eine Auszeichnung, die Hofer in seinen überspannten Erwartungen nur bestärken konnte. Am 28. September trafen in Innsbruck Sieberer und Eisenstecken aus dem kaiserlichen Hoflager ein, die für ihn nebst 3000 Ducaten die große goldene Gnadenkette, für den Kapuziner Haspinger das geistliche Verdienstkreuz, für Speckbacher und andere Anführer ansehnliche Geschenke überbrachten. Sie kündeten zugleich die nahe Ankunft eines Oberlandes- und Kriegscommissärs, v. Roschmann, an, der noch weitere Geldmittel und Aufträge bringen sollte. Sogleich befahl der Obercommandant allen Pfarrern, am 4. October, dem Namensfeste des Kaisers, Andachten zu halten und das Te Deum laudamus zu singen. Er selbst empfing in der Hofkirche zu Innsbruck voll andächtiger Inbrunst das Ehrenkleinod aus den Händen des Prälaten von Wiltek, nachdem ein Exjesuit in der Predigt den Sieg der tiroler Stuzen nur der wunderbaren Fügung des Himmels zugeschrieben.

Die Hofhaltung des Obercommandanten war übrigens ganz nach bäuerlichem Geschmacke: ein Crucifix nebst einem Madonnenbilde schmückte seinen Speisesaal, Morgens und Abends besuchte er regelmäßig die nahe Pfarrkirche, betete Nachts den Rosenkranz und sang geistliche Lieder. Nur auf guten Wein, den er sich aus dem Elsaßlande kommen ließ, legte er einiges Gewicht, sonst war seine Tafel einfach bestellt, seine Wachen, die mitunter auf Stühlen saßen, ließen sich ihren Bedarf an Getränk aus der nächsten Schenke holen.

Die Friesen in Schleswig.

Die Friesen Schleswigs sind ein Rest des großen Küsten- und Inselvolkes deutschen Stammes, welches in der Zeit, wo unsre Geschichte beginnt, vermuthlich den ganzen Nordseestrand von der Gegend des Zuidersees bis zur jütischen Grenze nebst allen ihm vorliegenden Eilanden innehatte, später aber

auf weite Strecken hin niederdeutsch redenden Stämmen, hin und wieder im Norden auch Jüten Platz machen mußte. Verschiedene Spuren weisen darauf hin, daß die Ditmarscher in Holstein, die schon seit alter Zeit einen plattdeutschen Dialekt sprechen, friesische Elemente unter sich haben. Die Eiderstedter ferner bedienten sich noch vor wenigen Jahrhunderten des friesischen Idioms, während sie gegenwärtig durchgehends Plattdeutsch reden. Auch im Norden scheint sich das Friesische früher auf dem Festland höher hinauf erstreckt zu haben, und mit Sicherheit nachzuweisen ist, daß noch in diesem Jahrhundert eine Anzahl von Dörfern auf der östlich an die friesischen Marschen grenzenden Geest, daß namentlich die Kirchspiele Aventoft, Klizbüll, Leek, Földelund, Biöl, Olderup und Schwesing friesisch sprachen, während jetzt hier das platte Dänisch zur Volkssprache geworden ist, außerdem aber auch Plattdeutsch geredet und meist auch die deutsche Schriftsprache verstanden wird. Endlich ist zu erwähnen, daß die Insel Nordstrand, früher durchweg von Friesen bewohnt, nach der großen Sturmfluth von 1634, welche die Mehrzahl der hier bestehenden Köge zerstörte und deren Bewohner in den Wellen begrub, in den Besitz von Einwanderern aus Brabant und den Niederlanden gekommen ist, die sie noch jetzt zum größten Theil innehaben.

Was wir jetzt, wenn die Grenzen nur nach der Sprache bemessen werden sollen, als das Friesenland im Herzogthum Schleswig zu bezeichnen haben, ist zunächst der schmale, durchschnittlich etwa zwei Meilen breite Marschstreifen zwischen der Windmühle von Rodenäs bei Tondern und dem Kirchdorf Hattstedt bei Husum, dann der östlich unmittelbar an diesen Streifen stoßende Strich des Geestlandes, endlich die Inseln Sylt, dessen kleinere Nordhälfte indeß zu Jütland gehört, Föhr, dessen Westhälfte ebenfalls in politischer Beziehung jütisch ist, Röm oder Romoe (im Süden jütisch) und die sogenannten Halligen Oland, Langelneß, Hooge, Appelland, Gröde, Habel, Behnshallig und Norderoog. Die Bevölkerung dieses Complexes von Inseln und Festlandsbezirken beläuft sich auf 28 bis 29,000 Köpfe. Die Kirchen und Schulsprache ist allenthalben die hochdeutsche. Schließlich mag beiläufig erwähnt werden, daß sprachlich auch die zu Jütland gehörige Insel Amrum sowie Helgoland Theile des friesischen Gebiets sind.

Die älteste Geschichte der Friesen Schleswigs ist ebenso dunkel wie die der Angler. Chronisten wissen von allerlei Kriegen und Schlachten, großen Wasserfluthen und ähnlichen Ereignissen zu berichten und zwar mit genauer Angabe des Datums. Nach ihnen hätte hundert Jahre vor Christus die Durchbrechung des britischen Kanals und die Ueberschwemmung des Landes, die dem gefolgt sei, den Auszug der Cimbern nach Süden veranlaßt und diese letztern seien zum Theil Friesen gewesen. Dann melden sie von einer Schlacht auf dem Heverstrom, die um die Zeit von Christi Geburt stattgefunden, und in welcher der Dänenkönig Frode der Dritte die Friesen unter ihrem Seekönig Wicho ge-

schlagen. Im Jahre 70 n. Chr. ferner sollen letztere unter Norik Boghs mit den Dänen unter König Rolf gekämpft haben. Um 260 n. Chr., so erzählen die Chroniken weiter, bekriegte der friesische Kriegsheld Abbo den jütischen König Harald Hulfetand. Dann nahmen die Friesen an dem Eroberungszuge der Angeln und Sachsen nach Britannien theil, und die Gründlichkeit der Chronisten weiß sogar, daß Hengist und Horsa eigentlich Westfriesen waren, und daß sie sich zu jenem Zuge bei Wendingstedt auf Sylt einschifften.

Für uns sind das Fabeln. Wir wissen nur, daß die Friesen in jenen Zeiten und noch lange nachher ein wildes Volk von großer Liebe zur Seefahrt waren, welches wie die nordischen Wikinger das Meer nach Raub durchschweifte, daheim ein Land voll Moräste und fetter Marschen bewohnte und seine Freiheit gegen allerhand Feinde vom Norden und Süden kräftig zu wahren verstand, später aber allmählig in Abhängigkeit von den dänischen Königen gerieth, die ihnen indeß einen Theil ihrer Freiheit lassen mußten. Formell wie die übrigen Schleswiger Unterthanen der dänischen Krone, factisch ein Bund lose zusammenhängender Bauernrepubliken, führten sie dann vom dreizehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert wiederholt theils für sich, theils mit den Holsteinern verbunden, glückliche Kriege mit den nordischen Nachbarn sowie mit den Ditmarschern und erwehrten sich der beabsichtigten Anlegung von Zwingburgen in ihrem Lande, bis Waldemar Atterdag sie durch die Schlacht bei Langstoft für einige Zeit gefügiger machte. Aber wie sie früher, ihrem alten Wahlspruch getreu „Lewer duad us Slav“ den Nacken nicht lange unter das Joch gebeugt und in der großen Schlacht auf dem Königskamp den Sieg gewonnen, so rissen sie sich auch jetzt bald wieder los und ersochten sich, von Holsteinern unter Adolf von Schauenburg unterstützt, auf der solleruper Haide von Neuem die Freiheit.

Unaufhörliche innere Zwistigkeiten, Fehden zwischen den einzelnen Garden, schwächten das Volk indeß. Dazu kamen wiederholt große Fluthen, welche Massen von Menschen verschlangen und außerordentliches Elend anrichteten, und die Einfälle der Ditmarscher, die jetzt meist Sieger blieben, und so wurde die alte Unabhängigkeit der Friesen in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts endlich gebrochen. Aufstände und Gewaltthaten gegen die ihnen gesetzten Amtleute und Staller wurden blutig bestraft, die Neigung des Volkes zu Seeraub und innern Privatfehden mußte sich der Herrschaft des Gesetzes beugen, und es gab fortan keine andern Kämpfe als mit dem Meere, dem man durch mächtige Deichbauten weite Strecken fruchtbaren Marschbodens abgewann. Mußte man sich so der Gewalt der Fürsten beugen, so hat es doch bis auf den heutigen Tag niemals im Friesenlande eine Adels Herrschaft gegeben, auch erinnern mancherlei werthvolle Gerechtsame noch jetzt an die Periode der Unabhängigkeit des Volkes.

In den neuesten Kämpfen Schleswig-Holsteins mit Dänemark haben viele

Friesen eifrig Partei für die deutsche Sache genommen. Der erste, der für dieselbe auftrat und litt, Uwe Jens Lornsen, war ein Fries. An der Erhebung von 1848 betheiligte man sich in den Festlandsbögen zwischen Husum und Tondern mit vieler Energie, jedenfalls mehr als in den Marschen von Holstein, und auch die Inseln zeigten, so weit es die Umstände erlaubten, fast durchweg, daß sie dem Süden den Sieg wünschten. Und als im vorigen Herbst die Stunde der Befreiung sich ankündigte, als der Herzog sich in sein Land begab, gerieth auch das Volk der Friesen bis zu dem entlegnen Sylt hinaus in freudige Bewegung, die sich, als der Entfernung der dänischen Truppen aus Holstein die Erlösung Schleswigs von der Fremdherrschaft folgte, sofort in den entsprechenden Kundgebungen äußerte.

Sieben Tage schon nach dem Uebergang der Verbündeten über die Eider und wenige Stunden nach Eintreffen der Nachricht vom Fall des Dannewerkes proclamirten Husum, Bredstedt und Tondern jubelnd den Herzog. Am 7. Februar unterschrieben 304 Eingefessene des Fleckens Bredstedt eine Ergebenheitsadresse an denselben, welche bald nachher durch eine Deputation in Kiel überreicht wurde. Am 8. folgten 163 Friesen aus Niebüll und dessen Umgebung diesem Beispiel. Am 13. versammelten sich die patriotisch gesinnten Bewohner der Karrharde in Beck, um desgleichen zu thun, und um dieselbe Zeit ging eine mit mehr als dritthalbtausend Namen südfriesischer Männer bedeckte Adresse an den Herzog von Husum ab. Auch das große Kirchspiel Bordelum blieb nicht zurück, und selbst das ferne und noch dänischer Willkür und Rachsucht ausgefetzte Sylt sandte am 18. Februar schon eine Ergebenheitserklärung nach Kiel, die mit 208 Unterschriften versehen war. Nur der starke Eisgang zwischen der Insel und dem Festland war Ursache, daß dieselbe erst am 27. Februar in die Hände des Herzogs gelangte. Sehr zahlreich endlich betheiligte sich das ganze Friesenland bei Unterzeichnung der Rechtsverwahrung, welche für die londoner Conferenz bestimmt war. Mehr als drei Viertheile sämmtlicher Friesen auf dem Festland, so sagte uns einer der Sammler, gaben ihre Unterschrift, und der Eifer, mit dem man sich herzudrängte, war hier sogar größer als in Angeln, welches sonst den Ruf hatte, am gründlichsten für die schleswig-holsteinische Sache gewonnen zu sein — ein Umstand, der um so mehr auffällt und den Patriotismus der Friesen in um so günstigerem Lichte erscheinen läßt, als vielleicht kein District Schleswigs sich so wenig über die dänische Herrschaft zu beklagen, namentlich so wenig von der Sucht zu danisiren zu leiden gehabt hatte, als die Kirchspiele der Friesen. Keinem der Stämme Schleswigs würde, wenn der Volkswille die Grenze zwischen Dänemark und Deutschland nicht bestimmen und die Diplomatie eine Linie, die das Land nördlich von Husum den Dänen zuspräche, zu ziehen Miene machen sollte, so schweres Unrecht angethan als diesen wackern Marsch- und Geestleuten der Westseeküste.

Und ebenso wie ihr fast einmütiger Wille spricht auch ihre Nationalität dafür, daß sie bei Deutschland verbleiben. Schon daß sie seit Jahrhunderten sich in Kirche und Schule der deutschen Schriftsprache bedienen, und daß selbst die Fanatiker im Danisiren niemals auf den Gedanken kamen, ihnen dieselbe zu nehmen, ist dafür entscheidend. Aber auch sonst leidet es keinen Zweifel, daß diese Nord- oder Strandfriesen ein deutscher Stamm sind.

Das Friesische weicht allerdings vom Hochdeutschen im Klang der Worte bedeutend ab und ist selbst von dem holsteinischen Platt ziemlich verschieden. Es hat ferner einige dänische Ausdrücke aufgenommen. Die Satzfügung aber ist die deutsche, und die große Mehrzahl der Wörter läßt sich auf norddeutsche oder angelsächsische Wurzeln zurückführen.

Als Beispiel dafür diene die friesische Version des hessischen Märchens von Frau Holle bei Grimm, wobei indeß zu bemerken ist, daß das friesische Idiom sich in mehre Mundarten spaltet, welche so sehr von einander abweichen, daß man bei Volksfesten sich genöthigt sah, die für alle bestimmten Reden hochdeutsch zu halten. Namentlich ist der Dialekt der Inseln beträchtlich von dem auf dem „Festwall“, d. h. dem Festland gebräuchlichen verschieden, der besonders im Süden viele plattdeutsche Vocabeln aufgenommen hat. Das reinste Friesisch wird nach Einigen auf Föhr, nach Andern auf Amrum, der westlichsten von den Inseln, gesprochen, und von hier ist die folgende Probe.

Letj Ehlki an grat Ehlki siäd bi Suas tu spannan. Do faal grat Ehlki san Roof un Suas, an Letj Ehlki sprong ünefter. Do wiär a Suas onnar so widj en hed föl smok Steggelkar.

Letj Ehlki ging fardar. Hat kam tu an eban Bagohn. A Bagohn sad: „Nagi mi anß ap, ik du di so föl warm Bruad üs man idj mest.“ Letj Ehlki nam bal nant an thonkat. (Andre Version: Ik wal di wat skidj.) Hat nam nant me turag. Do kam hat tu an Apalboom, die hingat fol smok Frucht an sad: „Sköddi mi man an idj so föl üs man mest, nem ik me so föl üs wäl.“ Letj Ehlki thonkat an nam man an letjan Apal. Rü kam hat tu an Rüh. A Rüh sad: „Molki mi anß, do skäl so föl warm Molk ha üs man drank mest.“ Hat thonkat an nam man letjat för a äragst Thast, am a fardar hat kam, a hiätar det wurd. Un a Firans siig hat nog föl Sjüllagß, diär altamal ham lofi wul. Man hat thogt: „Ik san jo rik annog an brük man letjat. Hat kam turag me a Roof tu sin Sastar. Hat flekt üb ham, dat hat ütj a Wonnersuas eg muar me nimman hed.

Grat Ehlki sprong fallaw un Suas. Hat kam tu a Bagohn, hat kam tu a Buum, hat kam tu a Rüh. A Bagohn sad: „Nagi mi anß ap, ik du di so föl warm Bruad üs man idj mest.“ A Apalboom sad: „Sköddi mi man an idj so föl üs-man mest.“ A Rüh sad: „Molki mi anß, do sköl so föl warm Molk ha üs man drank mest.“ Hat san nog muar Smocks, diär ham lokat an

frinjant bäd. Hat wul man al ha. Grat Ehlki nam sannar Miät an sannar an Ehonkin tu thenkan fan al det Guds so föl, üs hat man dreg küd, hat füng an hiäl Barn.

Man harf! Nü hiärd hat an Romlin an al det Guds sonk weg. Moddar an Slobbar wurd a Grünj annar sin Fet. Hat wul flügt, man sonk weg so jip del an kam nimmarr weddar üb a Welt.

Das heißt wörtlich auf Hochdeutsch:

Klein-Ehlchen und Groß-Ehlchen saßen beim Brunnen zu spinnen. Da fiel Groß-Ehlchen sein Rocken in den Brunnen und Klein-Ehlchen sprang hinternach. Da war der Brunnen unten so weit und hatte viel schmucke Steglein.

Klein-Ehlchen ging fürder. Es kam zu einem offenen Backofen. Der Backofen sagte: „Leere (eigentlich reche) mich einmal aus, ich thu dir so viel warmes Brod als nur essen magst. Klein-Ehlchen nahm beinahe (bald) nichts und dankte. Es nahm nichts mit zurück. Da kam es zu einem Apfelbaum, der hing voll schmucke Früchte und sagte: „Schüttle mich nur und is, so viel als (du) nur magst. Nimm auch mit so viel als (du) willst.“ Klein-Ehlchen dankte und nahm nur einen kleinen Apfel. Nun kam es zu einer Kuh. Die Kuh sagte: „Melke mich einmal, du sollst so viel warme Milch haben, als (du) nur trinken magst.“ Es dankte und nahm nur wenig für den ärgsten Durst; denn je weiter (fürder) es kam, desto heißer es wurde. In der Ferne sah es noch viel Schönes, das allzumal es locken wollte. Aber es dachte: „Ich bin ja reich genug und brauche nur wenig. Es kam zurück mit dem Rocken zu seiner Schwester. Es (diese) fluchte auf es, daß es aus dem Wunderbrunnen nicht mehr genommen hätte.

Groß-Ehlchen sprang selbst in den Brunnen. Es kam zu dem Backofen, es kam zu dem Baum, es kam zu der Kuh. Der Backofen sagte: „Leer mich einmal aus, ich thu dir so viel warmes Brod, als (du) nur essen magst.“ Der Apfelbaum sagte: „Schüttle mich nur und is so viel als (du) nur magst.“ Die Kuh sagte: „Melke mich einmal, du sollst so viel warme Milch haben als (du) nur trinken magst.“ Es fand noch mehr Schmuckes, das es lockte und freundlich bat. Es wollte aber alles haben. Groß-Ehlchen nahm ohne (sonder) Maß und ohne an Danken zu denken von all dem Guten so viel als es nur tragen konnte; es nahm eine ganze Last.

Aber horch! Jetzt hört es ein Rumpeln, und all das Gute sank weg. Moder und Morast wurde der Grund unter seinen Füßen. Es wollte flüchten, aber sank weg, so tief hinunter und kam nimmer wieder auf die Welt.

Die Sagen der Friesen sind ebenso wie ihre Kinderreime mit den deutschen vielfach verwandt, doch verrathen die von den Inseln meist eine gewisse Melancholie, auch ist der friesische Hexenglaube finstrier und dämonischer als das ihm Verwandte bei den Nachbarn. Der oft zu hörende Satz: *Frisia non cantat*

ist falsch. Obwohl man jetzt nicht leicht anderswo als in der Kirche Friesen singen hört, sind sie doch früher, namentlich auf Hochzeiten, sehr lustig gewesen bei Tanz und allerlei Liedern. Aber wie die Sage und der alte Volksglaube im Aussterben ist, so auch das Volkslied. Nur einige Reste haben sich, besonders auf Föhr, erhalten, z. B. das Lied „Trintje Drügsees“ und „Bai Nedder“, letzteres eine wahrscheinlich sehr alte Ballade mit wilder Melodie. Im Allgemeinen ist der Charakter des Volkes in den Marschen derselbe wie im westlichen Holstein. Das phlegmatische Temperament wiegt vor. Auf den Inseln begegnet man häufiger dem melancholischen, was sich vermuthlich aus den vielen Verlusten von Menschenleben erklären wird, welche diese Schifferbevölkerung von jeher durch die See erlitt. Oft zeichneten sich Friesen als Mathematiker aus, wie z. B. der Schullehrer Arstt Hansen zu Devenum auf Föhr, der Navigationslehrer Nörd Jensen zu Tostum und vor allen der Bauer Hans Momsen zu Fahretost. Wie die Ditmarscher, soweit sie einige Bildung haben, stolz auf ihre Geschichte sind, wie die Angler leicht das Bewußtsein verrathen, etwas Besseres zu sein als ihre Nachbarn in der Haidegegend, so lebt auch unter den Friesen, und zwar sowohl auf dem Festland wie auf den Inseln, hier vorzüglich auf Sylt, viel Sinn für die alte Geschichte des Stammes und ein starkes Gefühl für dessen Vortrefflichkeit. In mehr als einem Hause fanden wir Chroniken des Friesenlandes und die Schriften Doctor Clements, Schullehrer Hansens in Keitum u. a. Auch Bauern wußten sich etwas damit, Nachkommen der „ela freea Fresena“, d. i. der edeln freien Friesen zu sein, deren Wahlspruch „Kiewar düd as Slow“ ihnen wohlbekannt war. In den Stuben trafen wir hin und wieder unter Glas und Rahmen ein Phantasiewappen Nordfrieslands, welches wahrscheinlich ein heimischer Künstler aus Sage und Historie componirt hatte, und dem wir auch auf den Kutschenschlägen der Körwagen unsrer Wirths bisweilen begegneten. Es zeigte einen halben Adler und daneben in einem obern Felde eine Krone, in einem untern einen Grüdstopf mit einem Löffel. Jener Adler sollte, so sagte man uns, Deutschland bedeuten, die Krone an die Schlacht auf dem Königskamp erinnern, wo König Abel sie zugleich mit dem Leben an die Friesen verloren, der Grüdstopf aber war ein Monument einer andern Schlacht, in welcher friesische Frauen das dänische Heer mit Würfen von heißem Grüdbrei in die Flucht geschlagen hätten. Im Christian-Albrechts-Koog lernten wir in einem Stubenmaler Ingwer Dethleffen einen eifrigen specifischen Friesen kennen, welcher der festen Ueberzeugung lebte, daß „de Frasche“ eigentlich den Normalmenschen darstellten, und der dies wiederholt sogar in gebundener Rede ausgesprochen hatte. Ein patriotisches Gedicht, welches uns von ihm vorliegt, und welches mit den Worten beginnt:

„D Frasche, we doch stolt aw dat

Wad jam en Urwraal wian“

d. i.: O Friesen seid doch stolz auf das, was ihr in der Vorzeit gewesen, erfreute sich großer Popularität unter den Nachbarn in Niebüll und Deegbüll, und wenn der Poet im zweiten Verse von seinen Stammgenossen rühmte:

„Guen hiel Europa fand hüm ei
Soek Böre as jam san“

d. i.: In ganz Europa finden sich solche Bauern nicht wie ihr seid, so schienen jene daran nicht im mindesten zu zweifeln. Solches Selbstgefühl mag Lächeln erwecken. Es ist aber nützlich gewesen als Schirm und Schanze gegen die Bestrebungen der Dänen, in den Schleswigern das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Norden zu pflegen. Deutsche Gesinnung wurde verpönt und verfolgt, friesischer Particularismus galt für unschädlich; er richtete sich aber immer mehr gegen die Jüten und Dänen, die man als inferiore Bursche, arme schmutzige Gesellen ansah, als gegen den Süden, dem man sich zwar ebenfalls überlegen, aber doch verwandt wußte, und mit dem die materiellen Interessen sowohl das Festland als die Inseln verknüpften.

Ein besonders schöner Menschenschlag sind die Friesen nicht, dagegen trifft man unter ihnen viele auffallend große und kräftige Leute, und zwar namentlich in den Marschbögen des Festlandes. Sagen von starken Männern giebt es hier mehre. Als König Magnus einmal nach Zoldelund kam, wo damals noch alles friesisch war, gab ihm ein solcher eine Probe seiner Kraft, indem er einen großen Feldstein, der als Markscheide diente und den jetzt zwölf Mann nicht von der Stelle schaffen könnten, aufhob und über ein Haus warf. Ein später lebender friesischer Riese trug auf jeder seiner Hände eine Tonne Bier davon, hielt Wagen, die mit vier Pferden bespannt waren, an den Hinterrädern fest, so daß sie nicht fort konnten u. s. w. Der größte Mann der Deputation, welche die Schleswig-Holsteiner in der Erhebungszeit an den König von Preußen schickten, war ein Stavenbesitzer aus der Gegend von Tondern, und auch in der Gesandtschaft, welche im letzten Februar dem Herzog Friedrich die Huldigung der Friesen überbrachte, befanden sich Gestalten, die durch ihre Länge in Kiel, wo sonst an großen Figuren kein Mangel ist, Aufsehen erregten.

Eine eigne Tracht kommt unter den Festlandsfriesen nicht mehr vor, doch mögen die enganschließenden Hauben erwähnt werden, welche man in der nördlichen Marsch bei dem weiblichen Geschlecht findet, und die bei den Frauen schwarz, bei den Mädchen bunt sind und vorn und hinten einen kleinen Spitzbesatz haben. Die Haube selbst wird „Hull“, der Besatz „Skideke“ genannt. Auf Föhr setzen die Frauen auf den Kopf eine hellrothe Kappe, binden darüber in der Form eines Turbans ein schwarzes Wollentuch, dessen Zipfel wie Hörner oder Kubohren emporstehen, und umhüllen Kinn, Mund und Wangen mit einem zweiten schwarzen Tuche, so daß nur Augen, Stirn und Nase zu sehen sind. Die Brust bedeckt eine schwarze oder dunkelblaue Jacke, der dunkle Rock

hat unten einen hellgrünen oder lichtblauen Saum von Handbreite. Die Schürze hält bei den Wohlhabenden ein silbernes Gürtelschloß zusammen, die Jacke ist an der Brust und den Ärmelschlingen mit dicken durchbrochenen Silberknöpfen besetzt, und bei besonders feierlichen Gelegenheiten, Hochzeiten, Kindtaufen u. s. w. schmücken die Brust außer jenen Knöpfen schwere silberne Ketten, an welchen Münzen und Medaillen hängen. Aehnlich ist die Tracht der Frauen auf den Halligen. Dagegen ist Sylt jetzt fast vollständig modernisirt.

Die Häuser der Festlandsfriesen sind niedrige lange Gebäude, die wie das alte Anglerhaus auf der einen Seite des Eingangs die Räume für das Vieh, auf der andern Stuben für die Menschen haben. Sie sind durchgehends von Ziegeln erbaut, haben Strohdächer, Schornsteine und über der Thür gewöhnlich eine Art Erfergiebel. Nur auf der Geest giebt es zusammenhängende Dörfer. In der Marsch wohnen die Stavenbesitzer auf einsam liegenden Gehöften, die mitten in den Fennen auf hohen Wurten oder Warften liegen und bisweilen wie kleine Burgen von Gräben mit Brücken umgeben sind.

Wie es sonst in der Marsch zugeht, brauchen wir hier nicht zu schildern, da das Nöthige darüber früher gesagt ist. Es genüge, zu wiederholen, daß die Marschfriesen vorwiegend Viehzüchter sind, und daß sie sich vorzüglich mit der Mast jütischer Ochsen beschäftigen, die, wenn sie fett geworden, über Husum und Tönningen nach Hamburg und England verschifft werden. Die Geestfriesen dagegen sind mehr Ackerbauer, die Bewohner der Inseln endlich betreiben außer der Landwirthschaft auch Seeschiffahrt, doch gilt dies vorwiegend von Sylt und Föhr, und auch hier scheint die Neigung zum Seeleben in den letzten Jahrzehnten abgenommen zu haben.

Mit diesen Capitänen und Matrosen der friesischen Utlände, wie man die Insel- und Wattenwelt Westschleswigs nennt, wollen wir uns im Folgenden hauptsächlich beschäftigen. Im 15. und 16. Jahrhundert waren die seefahrenden Inselfriesen vorzüglich Fischer und Wattenschiffer, mitunter auch Seeräuber, die namentlich den holländischen Kauffahrern nachstellten und unter dem langen Peter von Hörnum die ganze Nordsee unsicher machten. Dieser, der letzte der friesischen Piraten, war mit seiner Bande, die sich einmal bis zu fünfhundert Köpfen vermehrte, der Schrecken aller Schiffer vom Texel bis Skagen hinauf, oder, wie er sich selbst nannte, „der Dänen Berhärer, der Bremer Bertärer, der Holländer Krüz und Beleger, der Hamborger Bedreger“. In seiner Flagge führte er Galgen und Rad. Um 1515 half er den Ost- und Westfriesen ihre damaligen sächsischen Herren bekämpfen, indem er eine holländische Flotte, welche den Truppen Herzog Georgs von Sachsen Munition und Proviant zuführen sollte, überwand. Er eroberte dabei 18 Schiffe und nahm 600 Mann gefangen, von denen er 111 über Bord warf.

Im Ganzen lebte man damals auf den Inseln in Dürftigkeit, und Dinge
Grenzboten III. 1864.

wie Brod und Bier waren Seltenheiten. Das Volk war ebenso arm an Wissen als roh von Sitten. Strandraub galt für erlaubt. Allerlei andere Gewaltthat war an der Tagesordnung. Dies besserte sich im 17. Jahrhundert, wo man sich auf Föhr und Sylt dem Walfischfang zuwendete, welchen die Hamburger und Holländer mit großen Schiffen bei Grönland und Spitzbergen trieben. Man hatte hierbei mehr Verdienst als bei dem bisherigen Treiben, sah ein Stück Welt, lernte in den Seestädten civilisirtes Leben kennen und wurde dadurch vielfach gehoben. Als im Jahre 1775 der nordamerikanische Freiheitskrieg ausbrach, begann eine dritte und die glänzendste Periode in der Entwicklung der Inselriesen. Während derselbe die Hauptseemächte von damals in Anspruch nahm, blühte die Rhederei und der überseeische Handel der neutralen Staaten mächtig empor, und Hamburg, Altona, Flensburg und Kopenhagen hoben sich in dieser Hinsicht und besonders durch die Frachtfahrt auf und von Westindien außerordentlich. Die Sylter traten jetzt ohne Ausnahme von der Grönlandsfahrt zu der weniger beschwerlichen und besser lohnenden Handelsfahrt über, und andere Inselriesen folgten ihrem Beispiel und betheiligten sich bei langen Reisen nach Nord- und Südamerika, Afrika und Ostindien als Matrosen und bald auch als Capitäne. Die nautischen Kenntnisse mehrten sich auf den Inseln, gute Navigationschulen entstanden, die Friesen wurden für die Posten von Schiffsführern immer gesuchter, sie erwarben sich ein reichliches Auskommen, und bald zog in die Dörfer von Sylt und Föhr Wohlstand und Behagen ein. Es gab jetzt auf den Inseln Familien, welche unter ihren Gliedern sechs bis acht Schiffscapitäne zählten, die über alle Theile der Erde zerstreut waren. Auf Föhr gab es im Jahre 1780 nicht weniger als 1500, auf Sylt beinahe 600 Seefahrer, und unter letzteren waren 104, die als Capitäne und 164, die als Steuermänner auf großen Kauffahrteischiffen dienten.

Der berühmteste dieser Capitäne, von denen mehre ihre Memoiren hinterlassen haben, war Jens Mannis de Jung von Keitum auf Sylt, aus dessen Leben wir im Folgenden Einiges als typisch für dieses Geschlecht friesischer Seefahrer mittheilen wollen. Im Jahre 1745 geboren und dem alten Geschlecht Moghel Teyen angehörig, war er einer der kühnsten und erfahrensten seines Berufs. Er machte seine erste Seereise, zwölf Jahre alt, mit zweien seiner Brüder, von welchen der ältere Capitän, der jüngere Bootsmann war, von Amsterdam nach Curacao. Von hier schifften sie nach San Domingo ab, wurden aber von amerikanischen Kapern angehalten und gezwungen nach Newyork zu segeln. Unterwegs ereilte sie ein Orkan, der ihnen sämtliche Masten wegnahm. In Newyork wurden sie durch das Preisengericht sammt ihrem Schiffe freigegeben, worauf sie wieder nach San Domingo in See gingen und glücklich dort anlangten. Auf der Rückkehr von da nach Curacao wurden sie von einem Piraten angefallen und nach Antigoa geschleppt, wo sich die Brüder trennen

mußten und Jens Mannis auf ein nach St. Eustache gehendes englisches Fahrzeug kam. Hier blieb der Knabe vier Wochen ganz allein auf dem Schiffe, dessen übrige Mannschaft abgelohnt worden, dann hielt er es nicht mehr aus und lief davon. Er kam wieder zu Landsleuten und mit diesen wieder nach Curacao, wo er seine Brüder fand, und von wo er mit einer holländischen Flotille nach Amsterdam zurückfuhr.

In Amsterdam überlegte sich Jens, daß er noch nichts erübrigt habe, um seine Mutter damit erfreuen zu können, und so beschloß er, statt heimzugehen wie seine Brüder, auf einem holländischen Schiff nach Marseille zu fahren. Von da setzte das Schiff die Reise nach Livorno, Civita Vecchia und Ancona fort, immer die alte Ladung mit neuer vertauschend. Von Ancona ging es nach Zwara in Afrika und von dort wieder nach Venedig, wo das Fahrzeug sich hinreichend lange aufhielt, um dem aufgeweckten Knaben von Sylt Gelegenheit zur Betrachtung der Stadt und zur Aufzeichnung dessen, was er gesehen, zu lassen.

Von Venedig ging die Rückfahrt über Ancona, Barcelona, St. Paul, Alicante und Malagga nach Amsterdam, wo Jens sich mit den Ersparnissen der zweijährigen Reise neue Kleider anschaffte, Kaffee, Thee und Leinwand für seine Mutter kaufte und dann sich mit einem nach Hamburg gehenden Schiffe nach der Heimath zurück begab. Außer jenen amsterdamer Einkäufen legte er hier vierzig harte Thaler in die Hände seiner Mutter. Erst sechzehn Jahre alt und noch nicht confirmirt, hatte er schon viele Meere durchschifft und eine große Anzahl fremder Städte und Länder gesehen. Aber nur kurze Zeit litt es ihn daheim. Von Eckernförde trat er seine dritte Reise an, die ihn zunächst nach Riga, Kopenhagen und Helsingör, dann nach Oporto, Lissabon, Genua, Palermo und Smyrna führte, und von der er erst nach Verlauf von acht- undzwanzig Monaten über Flensburg zurückkehrte. Er war jetzt als leichter Matrose gefahren und hatte die Freude, seiner Mutter außer verschiedenen Geschenken in Waaren dreiundachtzig Thaler von seinen Ersparnissen einhändigen zu können. Im folgenden Winter besuchte er die sylter Navigationschule. Dann machte er, theils von Hamburg, theils von niederländischen Seestädten aus neue Fahrten, namentlich nach Norwegen und dann nach dem Süden, auch versuchte er sich auf einem Grönlandsfahrer.

Im Jahre 1770, als er seine Steuermannsprüfung bestanden und nun von Sylt nach Amsterdam segelte, um einen neuen Dienst zu suchen, rettete er bei stürmischem Wetter an der holländischen Küste mehreren Schiffbrüchigen das Leben. Im Jahre 1772 war er „Bestmann“, d. h. der einzige wirkliche Seemann unter der nur aus Landsleuten und Handwerksburschen bestehenden Mannschaft eines holländischen Schiffes, und da hatte er mit den ungeschickten Kameraden und besonders mit dem Capitän, der eigentlich ein Fleischhauer

war, viel Noth. Eines Tages, als letzterer ihn einen Jüten schalt, riß ihm die Geduld; wie ein Rasender schlug er sich mit der ganzen Schiffsmannschaft herum und bläute den Capitän so weidlich, daß er sich erst in drei Wochen davon erholte.

Während einer andern Seereise, die er 1778 von Archangel nach Lissabon machte, wurde sein Schiff von einem englischen Kaper angegriffen. Jens Mannis de Jung aber wehrte sich zwei Stunden tapfern Muthes, brannte selbst die Kanonen auf den Feind ab und wußte sich so geschickt zu halten, daß er, obwohl ihm gegen die acht Geschütze und die dreißig Mann des Engländers nur vier Kanonen und elf Mann zu Gebote standen, seinen Gegner zuletzt in den Grund bohrte. Im Jahre 1780 war er als erster Steuermann auf einem großen dänischen Schiffe in Ostindien und segelte hier den Hugly nach Kalkutta hinauf. Ein Castell am Ufer sandte ihm, als der Capitän ans Land gegangen, Kugeln zu, da ließ er sofort wieder feuern und brachte die feindlichen Geschütze zum Schweigen. Von der Capstadt, wo er sich mit seinem Capitän entzweit hatte und von diesem entlassen worden war, fuhr er auf dem Schiffe seines Freundes Jens Clemens von Sylt nach England, wo er beschloß, die Welt einmal von der andern Seite kennen zu lernen. Da er Geld in Ueberfluß hatte, so ließ er sich in einer Kutsche umherfahren, logirte in den vornehmsten Hotels, besah und notirte sich die Merkwürdigkeiten von London, Bristol und Bath, reiste dann über Calais durch ganz Frankreich, Belgien und Holland sowie durch das nordwestliche Deutschland, überall als wißbegieriger Gentleman Erfahrungen sammelnd und fleißig sein Tagebuch füllend, bis er endlich über Hamburg und Flensburg nach Kopenhagen zurückkam, von wo er zwei Jahre zuvor nach Ostindien gegangen.

Jetzt, im Jahre 1782, wurde ihm als Capitän die Führung eines großen dänischen Handelsschiffs mit vierundzwanzig Kanonen und sechzig Mann Besatzung anvertraut, mit welchem er verschiedene glückliche Reisen, z. B. nach Westindien und Südamerika unternahm, bei welcher letztern Fahrt er für seine Rheder einen Nettogewinn von 150,000 Bankthalern verdiente. Zuletzt, um 1790, trat er als Capitänlieutenant in die Dienste der holländischen Regierung und zwar auf einem Kriegsschiffe, welches nach Ostindien bestimmt war. Er wurde indeß auf der Fahrt krank und starb 1790 in der Nähe des Kap's der guten Hoffnung. Seeleute wie er waren damals auf Sylt und Föhr nichts Ungewöhnliches, und daß manche derselben ein noch abenteuerlicheres Leben führten, mag die Geschichte von Harf Dluß zeigen, der ebenfalls eine Selbstbiographie hinterlassen hat.

In der Nähe der Scilly-Inseln wurde am 10. März 1724 ein von der Elbe kommendes Schiff, auf welchem sich auch vier Amrumer, Harf Dluß, Richard Flor, Jens Nickelsen und Harf Nickelsen befanden, von einem türkischen

Piraten überwältigt und nach Algier gebracht, wo die vier Friesen auf dem Markte in die Sklaverei verkauft wurden. Nachdem Hart mehrmals den Herrn gewechselt, wurde er Sklave des Bei von Konstantine, Assin, dem er etwa dritthalb Jahre als gemeiner Kafai diente, worauf er das Amt eines „Kasnadi“ (Kasnadar) oder Oberkassirers erhielt, welches er vier Jahre bekleidete, und in dem er 2 Schreiber und 20 Bediente unter sich hatte. Zugleich mit dem Befehl über 500 Reiter betraut, fand er Gelegenheit sich im Kriege auszuzeichnen, worauf er Anführer der gesammten Cavallerie des Bei wurde. Bald nachher jedoch ließ sich das Heer des letzteren in einen Hinterhalt locken und erlitt eine Niederlage, bei welcher Hart Dlusß im Gefangenschaft gerieth. Nach einiger Zeit gelang es ihm zu entfliehen, und glücklich rettete er sich nach zweitägigem Ritt auf einem schnellen Pferde in das Lager seines alten Herrn. Dieser erklärte einige Monate später dem Bei von Tunis den Krieg, und in diesem wurde Hart abermals gefangen. Er gab sich indeß für einen Ueberläufer aus, fand Glauben und erhielt sogar ein Commando über ein Streiscorps von 100 Reitern, die er gegen den Bei von Konstantine führen sollte. Allein er täuschte diese und ersah einen passenden Augenblick, um wieder zu seinem Herrn und Gönner zu flüchten, der sich höchlich über seine Treue freute, und den er nun veranlaßte, die tunesische Armee, deren schwache Seite ihm bekannt geworden, ohne Verzug anzugreifen. Der Erfolg war ein vollständiger, und der Bei ersocht einen glänzenden Sieg.

Acht Jahre nach seiner Ankunft in Afrika unternahm Hart Dlusß mit dem Bei eine Wallfahrt nach Mekka. Später ging er als Gesandter des letztern nach Marokko. Endlich, nachdem er dem Bei Assin im Ganzen zwölf Jahre gedient, erhielt er von diesem auf seine Bitte den Abschied und die Erlaubniß nach Hause zurückzukehren. Reichlich mit Geld und Gut versehen, reiste er nach Algier und von da über Marseille, Lyon, Paris und Hamburg nach seiner Heimathinsel Amrum, wo er im Frühjahr 1736 eintraf. Im folgenden Jahre verheirathete er sich, und von da an lebte er in Ruhe und Frieden bis an seinen Tod, der am 13. October 1754 erfolgte.

Ein ähnliches Schicksal wie Hart Dlusß hatte später Tam Tamen von Sylt. Auch er wurde von afrikanischen Corsaren nach Algier geschleppt, gerieth aber von dort unter einen Mohrenstamm in der Wüste, wo er genöthigt wurde Muselman zu werden. Indem er sich durch Klugheit und Tapferkeit auszeichnete, machte man ihn zum Anführer, und zuletzt schwang er sich sogar zum Beglerbeg, d. i. zum Statthalter einer Provinz empor, in welcher Eigenschaft ihn ein Landsmann in Alexandrien getroffen haben soll. Desgleichen brachte es ein anderer Sylter, Jens Bathen, in Afrika zu einer angesehenen Stellung. Einst saß, so erzählt der fleißige Sammler und Chronist Hansen, ein friesischer Jüngling betrübt auf dem Markt zu Algier und sollte verkauft werden.

Da klopfte ihm ein großer bärtiger Türke auf die Schulter und redete ihn auf Friesisch an. Es war Jens Bathen, der den erstaunten jungen Mann frei kaufte.

Bis in den Anfang dieses Jahrhunderts währte diese Blüthezeit der Inseln. Die Capitalien häuften sich, die Häuser füllten sich mit Luxusgegenständen, das lustigste Leben begann, wenn im Herbst Hunderte lebensfroher und der Erholung bedürftiger Seefahrer mit vollem Beutel aus der Ferne heimkehrten. Mancherlei Verbesserungen wurden eingeführt. Doch hatte diese Periode auch ihre Schattenseite. Die nach allen vier Winden zerstreuten Seeleute kehrten, je weiter ihre Reisen wurden, immer seltener heim, manche erst nach zehnjähriger Abwesenheit, manche sogar erst, wenn sie, alt geworden, sich zur Ruhe setzen wollten, und inzwischen blieb die Hauswirthschaft und die Kinderzucht den Frauen überlassen, die auch den Acker zu bestellen hatten. Viele Mädchen verheiratheten sich niemals, andere lebten nur einige Monate im Ehestande, dann Jahre lang wie Wittwen. Häufig waren Unfälle zur See, und bisweilen verseppte ein stürmisches Jahr alle Dorfschaften der Inseln in Trauer. Im März 1744 ging ein Schmachschiff mit 90 sylter Seeleuten, die in Holland als Matrosen zu dienen beabsichtigten, an der Westküste unter, und im Herbst desselben Jahres scheiterte bei Föhr ein anderes Schiff mit 120 nordfriesischen Wallfischfängern, die eben mit ihrem Lohn von Amsterdam heimkehrten, und von denen nicht einer gerettet wurde. Während der Jahre 1760 bis 1762 verunglückten allein zehn sylter Schiffscapitäne, andere Jahre waren oft nicht weniger unheilvoll, und so war das Verhältniß der weiblichen zur männlichen Bevölkerung um das Jahr 1760 wie 16 zu 11. Man rechnet, daß allein die Insel Sylt im Laufe des 18. Jahrhunderts gegen 1300 ihrer tüchtigsten Männer auf der See verloren hat. Und die, welche heimkehrten, um ihre Tage hier zu beschließen, kamen in der Regel als Kosmopoliten wieder, die, gleichgültig gegen ihre Nationalität, wenig bekannt mit den alten Freiheiten und wenig geneigt, sich mit der Vertheidigung derselben zu bemühen, gewöhnlich geschehen ließen, was geschehen wollte. Die stets zu Hause bleibenden übrigen männlichen Bewohner der Inseln waren damals meist körperlich oder geistig vernachlässigte Leute, die sich als kleine Landwirth, Tagelöhner, Wattenschiffer oder Handwerker, als Fischer oder Krämer mehr oder minder kümmerlich ernährten, geringe Achtung genossen und so auf die geistigen und materiellen Zustände des Volkes fast gar keinen Einfluß hatten. Es mangelten Gemeinfinn und Zusammenhalt, und bei allem Wohlstand der Einzelnen kamen so in den letzten hundert Jahren nur wenige gemeinnützige Anstalten zu Stande. Auf Sylt haben die Schullehrer für einige Volksbibliotheken gesorgt. Dagegen hat man es hier seit zweihundert Jahren zu keiner Eindeichung der Marsch und bis jetzt noch zu keinen genügenden Anstalten zur Vergung der an diese Küste

geworfenen Schiffbrüchigen zu bringen vermocht; ja bis 1855 hatte die ganze Insel keine Feuerspritze. Und auf Föhr, dem Mittelpunkte des friesischen Archipels mit fast 6000 Bewohnern, giebt es noch bis diesen Tag weder eine Buchdruckerei, noch eine Buchhandlung oder eine nennenswerthe Bibliothek. Als ein Uebelstand, der damit zusammenhängt, muß die Einwanderung von männlichen Diensthoten aus Jütland bezeichnet werden, die nicht selten Wittwen verunglückter Schiffer heiratheten und so ein Element auf Sylt wie auf Föhr bildeten, welches man bis dahin nicht gekannt hatte. Dieselben trugen zur Förderung der Bildung, der Sittlichkeit und des Wohlstandes der Inseln wenig bei, sondern brachten im Gegentheil den Gebrauch von Branntwein und Punsch mit; doch mag zugestanden werden, daß sie friedliche und arbeitame Menschen waren, wie die meisten Westjüten überhaupt, und da sie meist friesische Sprache und Sitte annahmen, so war die Gefahr dieser Zumwanderung für das deutsche Element nicht von Bedeutung.

In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts nahmen diese Zustände eine andere Wendung. In dem Kriege zwischen England und Frankreich schon hatte man gelitten, da die neutrale Flagge von beiden Seiten nicht respectirt wurde. Jetzt brach auch der Krieg zwischen England und Dänemark aus, und damit hatten die Seefahrten der Friesen für Jahre ein Ende. Viele geriethen in englische Gefangenschaft und verloren zugleich ihre Schiffe und Ladungen. So nahm der bisherige Wohlstand der Inseln mit reißender Schnelle ab, und dazu kam noch die durch die Continentalsperre veranlaßte Theuerung vieler zum Leben jetzt für nothwendig gehaltenen Waaren. Man mußte sich einschränken und zugleich eine andere Beschäftigung versuchen. Die stattlichen Anzüge der Frauen, die kostbare Tracht der Sylterinnen, die mächtigen Perücken, die Röcke von Sammet oder feinem Niederländertuch, die silbernen Schuhschnallen der Capitäne verschwanden, und man begann sich in grobes wollnes oder halbwollnes Zeug von eigner Arbeit zu kleiden. Mit größerer Sorgfalt als bisher widmeten sich auch die Männer den Geschäften der Viehzucht und des Ackerbaus, besonders auf Föhr, so daß die jetzt sehr befriedigenden Zustände dieser Erwerbszweige hier von diesem Kriege datiren.

Nach dem Frieden im Jahr 1814 lag die Schiffahrt der Nordfriesen im Allgemeinen noch geraume Zeit darnieder, und wenn sie sich jetzt von diesem Schlag erholt hat, so hat sie doch die alte Blüthe noch lange nicht wieder erreicht. Seit 1807 haben nur wenige Amrumer und Halligbewohner als Capitäne zur See gedient. Die Leute auf den Halligen trieben seitdem hauptsächlich Viehzucht, die auf Amrum Fisch-, Auster- und Robbenfang. Die Föhringer wendeten sich wieder mehr der Grönlandsfahrt zu. Die Sylter begannen von Neuem mit der Handelsfahrt, jetzt aber fuhren sie fast nur noch für hamburger und altonaer Rheder und zwar meist nach Westindien und Südamerika. Einige

suchten, wie früher viele, Verdienst als Seeleute auf der niederländischen Handelsmarine, Kopenhagen und Flensburg dagegen beschäftigten nur noch sehr wenige Inselriesen auf ihren Schiffen.

Im Jahre 1820 waren wieder 36 Föhringer als Capitäne von größern Schiffen auf der Fahrt, darunter 4 als Commandeure von Grönlandsfahrern. Von Sylt fuhren damals nur 16 als Schiffscapitäne, im Jahre 1840 aber bereits wieder 30. Zu Ende des ersten Viertels unsres Jahrhunderts hatte die Insel Sylt (das jütische Nordende list eingerechnet) 2,571 Einwohner und darunter 370 Seefahrer, Föhr 4,247 Einwohner und darunter nur 506 Seefahrer. Beide Inseln hatten — und zwar Föhr am meisten — an Menschen und Häuserzahl seit 1770 beträchtlich verloren. Im Jahre 1850 war dieselbe wieder gewachsen. Sylt hatte damals 1,555 Einwohner weiblichen und 1,209 männlichen Geschlechts. Unter letzteren befanden sich 300 Seefahrer, von denen 136 Capitäne und Steuermänner waren. Die Zahl der Wittver betrug 56, die der Wittwen — 172, also mehr als das Dreifache. Föhr hatte circa 5,400 Einwohner, darunter nahe an 700 Seeleute, die meist beim Robbenfang in Grönland beschäftigt waren. Die Wiedergeburt Schleswig-Holsteins, dessen Anschluß an Deutschland, die Ausführung des norddeutschen Kanals, die Vergrößerung der deutschen Marine werden jedenfalls dazu beitragen, daß die alte Blüthe wiederkehrt, wie andererseits alle diese Dinge in dem Schiffervolk dieser Inseln ein wesentliches Element ihres Gedeihens finden werden.

Zum Schluß geben wir einige Auszüge aus Julius Rodenbergs Mittheilungen über Sylt, der diese am wenigsten in Deutschland bekannte Frieseninsel im Jahr 1859 besuchte*).

Die Insel Sylt, die größte der Gruppe, hat eine Länge von $4\frac{1}{2}$ Meilen und eine Breite von $\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Meilen. Fruchtbaren Landes giebt es nur wenig. Das Meiste ist Haide und aufgethürmter Dünen sand, wo nur Schafe ihr kümmerliches Futter finden. Die lange schmale Südspitze Hörnum ist durchaus öde und beinahe ganz unbewohnt. Die Mehrzahl der Bedürfnisse muß vom Festlande her bezogen werden. Im Feld und auf der Wiese sieht man fast nur Frauen, namentlich sind sie es, die das Vieh auf die Weide und wieder zurückführen. Die niedere Feldarbeit wird von eingewanderten Jüten verrichtet. Diese — meist plumpe Burschen und an ihren nichtsagenden Gesichtern, stumpfen Blicken und ihrem unbeholfenen Betragen leicht von den stolzen Friesen zu unterscheiden — stehen zu diesen in einem untergeordneten Verhältniß. Sie werden vorzugsweise als „Knechte“ bezeichnet und behandelt, und der Name „Jüte“ gilt auf Sylt geradezu als Schimpfwort, so daß diese Einwanderer selbst ihn ungern

*) Verschollene Inseln. Berlin, Springer, 1861.

auf sich angewendet sehen. Allein dies hat doch nicht hindern können, daß dieses Element von Jahr zu Jahr mehr vordringt, da das Bedürfniß nach Arbeitskräften unabweisbar und ohne die Güten unerfüllbar ist. Auch nehmen es heirathslustige Frauen mit der Herkunft ihrer Männer nicht immer genau, und namentlich zeigten sich in neuester Zeit die Seemannswittwen nicht abgeneigt, sich mit Güten zum zweiten Mal zu verbinden, die dann aber den Namen der ersteren annahmen, da hier zu Lande die verheiratheten Fremden nach ihren Frauen genannt zu werden pflegen.

Und wie in das häusliche Leben dieses Inselvölkchens ein fremdes Element störend sich eindringt, so stürmt verhängnißvoller noch gegen ihr Land die See heran. Die Dörfer an der Ostküste sind freilich geschützt. Das stille Reitum an seiner blauen Bucht, die Orte Tinnum und Archsum und das von fetter Marsch umgebne Morsum haben nichts zu befürchten. Aber traurig ist es, die Bewohner der westlichen Dörfer Westerland und Rantum sprechen zu hören. Sie haben zwischen sich und dem Meer die Dünen, aber die Dünen wandern landein, wenn im Winter und im anbrechenden Frühling der Südwest weht. Die Häuser, in denen die Eltern der Armen gewohnt, die Stellen, auf welchen sie als Kinder gespielt, werden verschüttet, und über manchen Platz, den die alten Leute noch herausfinden und mit den Fingern zeigen, ebbt und fluthet jezt die große Nordsee. Umsonst, daß die Bewohner der Westküste dem Anprall der Wellen und dem Wandern der Dünen Einhalt zu thun versuchen. Sie bepflanzen diese Sandwälle einen nach dem andern die lange Küste hinauf mit Niedgras und Sandroggen, dünnen steifen Gewächsen, deren Wurzelfasern den flüchtigen Staub zusammenhalten sollen. Tage lang liegen sie und vorzüglich die Frauen bei dieser Arbeit in den kalten stürmischen Herbstmonaten auf jenen Dünen und pflanzen und bauen. Vergebens, der Wind braust heran, das Meer schlägt donnernd gegen den Strand, und die Dünen wandern.

Das Leben der Leute ist durchaus ehrbar und sittenrein. Die Männer befließigen sich eines stillen nüchternen Lebens. Das Einzige, was viel und gern getrunken wird, ist der Kaffee. Das Gefängniß steht beinahe immer leer, und wenn ja einmal jemand hineingebracht wird, so ist es ein Ausländer. Nachtwächter giebt es nicht, und die Hausthür verschließt man nur gegen den Sturm, nicht gegen Diebe. Das Verhältniß der beiden Geschlechter ist ein sehr zartes. Im Herbst, wenn die jungen Männer von ihren Seereisen zurückkehren, und während der Monate, wo die Schifffahrt ruht, ist die Zeit der Brautwerbung. Wie oben in den Alpen das „Fensterln“ hat sich hier unten am Meeresstrande der Gebrauch des „Thürens“ erhalten. Das junge heirathsfähige Mädchen hält Hof an der Thür ihres elterlichen Hauses. Die Burschen der Nachbarschaft, „Halbjungengänger“ genannt, weil sie im Halbdunkel zu erscheinen pflegen, versammeln sich in der Stube bei den Eltern und warten, bis die Jungfer ihnen

Audienz erteilt. Sie wählt sich einen der Freiersleute, und die Andern kommen nicht wieder. Dann verloben sich die Beiden und bleiben sich jahrelang treu, bis die Verheirathung möglich ist, die dann in der Regel am Donnerstags vor dem ersten Advent stattfindet. Nicht oft geschieht es, daß das Mädchen einen Andern nimmt, wenn ihr erster Erwählter von der See nicht wiederkehrt.

Deffentliche Lustbarkeiten sind selten, und gehört dahin nur der Petritag (22. Februar), der verdunkelte Rest eines heidnischen Festes, bei welchem sich die alten Friesen auf heiligen Hügeln, den sogenannten Wijnshoogern (Wodanshügeln) versammelten, Opferfeuer anzündeten und unter dem Rufe: „Wedeltiare“ mit ihren Frauen und Bräuten um dieselben tanzten. Jetzt ist nur noch der Tanz übrig, zu dem sich namentlich in Reitum zahlreiche junge Leute einfinden, und eine Art Kuchen, der nur in dieser Zeit gebacken wird.

Die alte Tracht der Frauen ist fast ganz verschwunden. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts trugen dieselben auf Sylt einen kurzen karmoisinrothen Rock, der nicht viel weiter als bis zu den Knien reichte, viele Falten hatte und unten weiß besetzt war, einen schwarzen Mantel mit langem weißen Kragen und vergoldeter Spange, weiße Strümpfe, einen feingestrickten Brustlag und eine hohe Mütze, die in ihrer Form den russischen Popenmützen glich. Jetzt ist dieser Puz der Großmütter der überall herrschenden Mode gewichen, und nur eine weiße Kopfhülle, die man bei der Alltagsarbeit anlegt, giebt den Frauen noch einen eigenthümlichen Zug.

Der Aberglaube, der früher weitverbreitet war, ist bis auf geringe Reste ausgestorben, und nur alte Leute fürchten noch das Stadenwüffle, den Zükersmarschmann und andere Spulgestalten, mit denen die Phantasie der Sylter einst die Landspitze Hörnum bevölkerte, oder meinen noch, daß Hexen Schaden stiften können.

Dagegen hat sich mancherlei Altes im Gerichtswesen und der bürgerlichen Verfassung von Sylt erhalten. Der einzige königliche Beamte war bisher hier der Landvogt, aber seine Macht war durch das alte Recht ziemlich beschränkt. Er konnte in eigener Person nur über Streitigkeiten entscheiden, deren Object nicht über zehn Thaler werth war. In allen übrigen Fällen blieb die Entscheidung den zwölf Rathmännern von Sylt überlassen. Diese letzteren sind der Rest der Volksgemeinde, die einst auf den Thinghügeln der Insel tagte. Diese Hügel stehen noch, fünfzehn an der Zahl, der Landvogtei gerade gegenüber, und die wellenförmigen Contouren ihrer Kuppen sind auf der flachen Insel weithin zu sehen. Aber die frühere Volksgemeinde existirt nicht mehr. Wir wissen aus dem altdeutschen Gerichtsverfahren von zwei „ungebotnen,“ d. h. regelmäßig und ohne besondere Aufforderung dazu alljährlich wiederkehrenden Thingen, von denen das eine im Frühling, das andere im Herbst abgehalten wurde. Von diesen ist auf Sylt nur das herbsthliche geblieben, und

zwar wird dasselbe jedesmal in den ersten Tagen des October nach zwei Wochen vorher ergangner Bekanntmachung gehalten, nicht mehr auf jenen Hügeln, sondern in der Gerichtsstube der Landvogtei. In diesem großen öffentlichen Gericht hat der Landvogt indeß keine Stimme, sondern nur die Befugniß und Pflicht, das Protokoll zu führen. An die Stelle der „gebotnen,“ d. b. der zur Erledigung besonders dringlicher Angelegenheiten angesagten außerordentlichen Thinge ist jetzt ein Gericht getreten, das aus dem Landvogt und zwei Rathmännern besteht und nach nordstrander Recht entscheidet, „damit der durchlauchtige und hochgeborne Fürst und Herr Johannes der Aeltere von Gottes Gnaden Erbe zu Norwegen, Herzog zu Schleswig-Holstein u. s. w. seine Unterthanen, die fünf Hardekräthe, Bunde und Einwohner desselbigen seines Landes begnadet und begabet hat Anno 1572“.

Die Communal- und Landschaftsachen werden durch neun Landesbevollmächtigte verhandelt und verwaltet, die sich jährlich einige Male zu Keitum in dem Gebäude zwischen der Post und Groots Wirthshaus und in dem langen Zimmer versammeln, wo die Keitumer im Winter ihren Sonntagstanz halten. Das Institut der Landesbevollmächtigten ist bei allem Nutzen, den die innere Dekonomie der Insel davon hat, nicht besonders populär auf Sylt, und zwar lediglich deshalb, weil es eine Schöpfung der dänischen Regierung ist. Man haßt eben auch hier alles, was von Kopenhagen kommt, selbst das Gute. Man will auch hier an der obersten Nordwestecke des von der deutschen Nation bewohnten Gebiets mit Deutschland, nicht mit Dänemark verbunden sein. Man nimmt sonst hier nicht viel Antheil an politischen Dingen, als aber 1848 der Ruf der Deutschen nach einer allgemeinen Volksvertretung, nach einem deutschen Parlament hierher gedrungen war und endlich die Wahlen zu demselben ausgeschrieben wurden, da versammelten sich auch die Männer von Sylt zur Erwählung eines Vertreters, und nicht weniger als vierhundert Stimmen bezeugten, daß die ganze Insel, soweit sie in der Sache zu reden berufen war, den Gedanken eines einigen Deutschlands willkommen hieß. Sorgen wir dafür, so viel an uns ist, daß Sylt und alle seine friesischen Nachbarinseln nun endlich für Deutschland gewonnen werden und unwiderruflich gewonnen.